

d

Ingrid Noll
In Liebe Dein Karl

Geschichten und mehr

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Caravaggio, eigentl. Michelangelo
Merisi, ›David mit dem Haupt des Goliath‹, 1606–1607 (Ausschnitt)
Copyright © akg-images/Heritage Images/Fine Art Images
Nachweis am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
200/20/44/1
ISBN 978 3 257 07096 5

Sechs aus neunundvierzig

Es ist jetzt mehr als acht Jahre her, und allmählich lässt meine Angst etwas nach. Man wird mir kaum noch auf die Schliche kommen, denn im Grunde kann man mir überhaupt nichts nachweisen.

Seit wir verheiratet waren, spielte mein Mann Lotto. Woche für Woche, Jahr für Jahr. »Ich kaufe mir einen Traum«, pflegte er zu sagen, wenn er sechs Zahlen angekreuzt hatte. Am Tag nach der dritten Hochzeit seines besten Freundes wollte ich Bennos rotweinflecktes Dinnerjacket zur Reinigung bringen und kramte den Inhalt der Taschen heraus. Dabei fiel mir auch ein Lottoschein in die Hände, der mich irgendwie befremdete. Angekreuzt waren drei neue Zahlen. Jahraus, jahrein waren es immer unsere Geburtstage gewesen, doch diesmal fehlten meine persönlichen Daten. Seinen eigenen – 30. 5. 49 – war er zwar treu geblieben, aber statt meiner Zahlen – 21. 7. 46 – hatte er 11, 12 und 33 eingetragen. Ein Ver-

sehen? Misstrauisch geworden, begann ich, seine ausgefüllten Scheine von nun an regelmäßig zu kontrollieren. Auch in den nächsten Wochen wunderte ich mich über die geheimnisvollen Neuzugänge, für die mir keine schlüssige Erklärung einfiel.

Auf meine vorsichtige Frage erhielt ich eine völlig absurde Antwort. In seinem Steuerbüro gebe es einen Kollegen mit hellseherischen Fähigkeiten, der für alle Mitarbeiter drei Glückszahlen ermittelt habe, erstaunlicherweise mit einem Pendel. Bei den anderen habe er damit schon mehrmals ins Schwarze getroffen, daher wolle Benno es jetzt auch versuchen. Ich glaubte ihm kein Wort, mein Mann war alles andere als ein Esoteriker, und seine fadenscheinigen Argumente machten ihn wohl selbst leicht verlegen. Mein erster Gedanke war natürlich, dass mein Alptraum wahr wurde und mich mein Mann gegen eine Jüngere ausgetauscht hatte. Die neue Glückszahl 33 gab es nicht als Tag oder Monat, es konnte also nur eine Jahreszahl sein wie bei ihm und mir. Es wurde mir aber schnell klar, dass eine Frau, die 1933 geboren worden war, viel älter als ich sein musste und als Geliebte wohl schwerlich in Frage kam. Was aber, wenn sie in den siebziger, achtziger oder gar neunziger Jahren zur Welt gekommen war – also Jahreszahlen, die im Spiel 6 aus 49 gar nicht vorkamen?

Der Groschen fiel erst, als die 33 im Dezember durch eine 34 ersetzt wurde. Es war das Alter und nicht das Geburtsjahr seiner Mätresse, das Benno glücksbringend einsetzte. Nun war es nicht allzu schwer, eine seiner Mitarbeiterinnen zu ermitteln, auf die der Jahrgang passte. Von meiner eigenen Pffiffigkeit war ich ebenso überrascht, wie ich stolz darauf war.

Noch nie hatte Benno einen größeren Betrag gewonnen, eigentlich waren seine Spielchen so überflüssig wie ein Kropf, doch ich hatte ihn stets mit nachsichtigem Lächeln gewähren lassen. Aber nun war ich mit meiner Geduld am Ende, jetzt musste etwas geschehen! In wenigen Jahren ging Benno in Rente, wahrscheinlich wollte er beizeiten für eine jugendliche Bettgenossin und spätere Krankenpflegerin sorgen. Ich war ein wenig älter als er und nicht mehr ganz auf der Höhe. Als kerngesunder Mann stellte er sich einen lustvollen Lebensabend bestimmt anders vor als an der Seite einer gebrechlichen Ehefrau. Immer häufiger behauptete er, am Wochenende seine sterbenskranke Mutter in einem Kasseler Altersheim besuchen und auswärts übernachten zu müssen. Wahrscheinlich ging er sogar davon aus, dass ich ihm die plötzliche Sohnesliebe nicht abnahm und stillschweigend seinen Seitensprung billigte. Am 11. Dezember, dem mutmaßli-

chen Geburtstag seiner Beischläferin, kam er erst im Morgengrauen nach Hause. Na warte, dachte ich, da hast du die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich werde dafür sorgen, dass du vor mir stirbst und ich die Lebensversicherung einkassiere.

Es lag auf der Hand, wo sich das Paar fast jeden Samstag einnistete. Früher hatten wir das Ferienhäuschen häufig genutzt, inzwischen war es mir zu langweilig geworden, auf eine Wiese voller Maulwurfshügel zu starren, während Benno segeln ging. Die anderen Datschen und Gartenlauben wurden nur im Sommer bewohnt, jetzt in der kalten Saison brauchte mein Mann keine Rücksicht auf neugierige Nachbarn zu nehmen. Es war zwar möglich, dass er seinen Geiz überwand und ein Hotel mit etwas mehr Komfort buchte, aber das konnte ich schnell in Erfahrung bringen.

An einem Dienstag, kurz nachdem Benno ins Büro gefahren war, machte ich mich auf den Weg in die Pampa. Meine Vermutung hatte sich bewahrheitet: Der Kühlschrank im Häuschen war gut bestückt, Rotweinflaschen aus unserem Keller lagerten im Regal, eine angebrochene Pulle stand sogar noch neben dem Ehebett. Gleich zwei überquellende Aschenbecher verpesteten die Wohnküche! Geputzt und aufgeräumt hatte die faule Schlampe natürlich nicht, doch ich unterdrückte den Impuls, auf die Schnelle

für Ordnung zu sorgen. Im Bad entdeckte ich ein neues elektrisches Heizöfchen, das Benno früher für überflüssig gehalten hatte. Mein seidener Kimono, den mir mein Mann vor Jahrzehnten geschenkt hatte, diente als Lampenschirm. Was mich besonders ärgerte, war ein großer Strauß roter Rosen, der bereits völlig vertrocknet war, ebenso eine Unzahl von Kerzen. Obwohl man die Heizung wohl regelmäßig angemacht hatte, waren die beiden Räume völlig ausgekühlt, schließlich war Februar. Eisblumen an den Fensterscheiben hatte ich seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen, aber mir war nicht kalt, denn ich glühte vor Zorn und Rachsucht.

Auf dem kurzen Fußweg zum Parkplatz überlegte ich, wie man am besten vorgehen sollte. Ich hatte nur noch einen kleinen Vorrat an Sedativa übrig, doch ich konnte mir problemlos neue Rezepte besorgen und schließlich Bennos Rotwein mit aufgelösten Schlaftabletten anreichern. Der gemeinsame Liebestod eines Paares war schließlich keine Seltenheit – man denke nur an Julia und Romeo oder Tristan und Isolde. Allerdings würde man in Bennos Fall keinen plausiblen Grund für einen Suizid finden und misstrauisch werden. Nein, es war sicherlich besser, wenn es wie ein Unfall aussah.

Und während ich in Windeseile die verschiedensten Möglichkeiten in Erwägung zog, kam mir

der Zufall zu Hilfe. Jenseits des Straßengrabens lagerten frisch gefällte Pappeln, die mit einer zarten Eisschicht überzogen waren. Die Wintersonne zauberte daraus ein phantastisches Stillleben, wobei mich allerdings ein dunkles, struppiges Geflecht zwischen silbern glitzernden Spinnfäden etwas störte. Neugierig besah ich mir das große Nest etwas genauer. Wahrscheinlich das Werk einer Saatkrahe, dachte ich und erinnerte mich plötzlich an einen Zeitungsartikel, den ich erst kürzlich gelesen hatte. Eine vierköpfige Familie war an einer Kohlenmonoxidvergiftung gestorben, weil ein Dohlenest den Schornstein verstopft hatte und die Abgase nicht mehr abziehen konnten. Behutsam löste ich das kunstvolle Geflecht aus dem Gitterwerk der Zweige, trug es zum Wagen, legte es in den Kofferraum, bedeckte es mit einer Plane und fuhr mit finsternen Absichten wieder nach Hause.

Meine Reifenspuren am Tatort konnten mir zum Glück nicht zum Verhängnis werden. Benno hatte meinen Golf schon häufig ausgeliehen, wenn er am Wochenende angeblich zu seiner Mutter fuhr.

»Du hast doch schon am Freitag den Großeinkauf erledigt und solltest dir am Samstag mal Ruhe gönnen und die Beine hochlegen«, pflegte er zu sagen. »Die Tiefgarage in Kassel ist leider so eng, dass sie mit dem Volvo kaum zu schaffen ist.«

Natürlich war der wahre Grund ein anderer. Mein unscheinbares Auto wurde nirgends beachtet, während sein großer signalroter Kombi überall auffiel. Dieser Punkt war also geklärt, Gummihandschuhe hatte ich vorrätig, Probleme machte mir allerdings die große Leiter, die ich aus unserer Garage in den Wagen wuchten und später bis zum Wochenendhäuschen schleppen musste. Oder gab es eine andere Möglichkeit, um aufs Dach zu klettern? Abgesehen davon wusste ich nicht genau, ob das Krähennest das passende Format hatte, um den dortigen Schornstein haargenau zu verschließen. Es durfte auf keinen Fall wie ein Storchennest gut sichtbar wie ein Deckel aufgesetzt werden, sondern musste in halber Höhe stecken bleiben. Für alle Fälle würde ich noch etwas Moos oder Heu sammeln, um den Rauchfang perfekt abdichten zu können. Biegsame Pappelzweige würde ich als Erstes im dunklen Schacht fest einklemmen. Auf jeden Fall würde ich hart arbeiten müssen, um zum gewünschten Ergebnis zu kommen.

Wo ich nun einmal wild entschlossen war, mochte ich nicht mehr lange fackeln. Schon am nächsten Tag schritt ich zur bösen Tat und zog mir in weiser Voraussicht Turnschuhe und uralte Jogginghosen an. Leider gelang es mir aber nicht, die Aluminiumleiter mehrmals zusammenzuschieben, so dass sie in

meinen Wagen passte. Mutlos geworden, wollte ich fast aufgeben, als mein Blick auf die vielen leeren Weinkisten fiel, die sich in unserem Keller angesammelt hatten. Bei unserer kleinen Hütte waren es bis zur Dachkante keine drei Meter, ich konnte wahrscheinlich mit einem selbstgebauten Klettergerüst mein Ziel erreichen.

Um die Sache abzukürzen, will ich jetzt nicht auf alle Schritte eingehen, die für mein klug durchdachtes Vorhaben nötig waren. Einen Sack voller Moos, Ästen, zerfetzten Plastiktüten und anderem Füllmaterial konnte ich mit einem Besenstiel bis zur Dachrinne hochschieben, danach hängte ich mir das Vogelnest auf den Rücken, stieg auf die aufgetürmten Kisten und erreichte tatsächlich mit dem gesamten Gepäck den Schornstein. Auch hier gelang die Operation nahezu einwandfrei, am Ende hatte ich das Nest samt Füllmaterial passgenau in den Schornstein gestopft. Allerdings hatte ich beim Abstieg weniger Glück, rutschte auf der vereisten Schräge ab, konnte mich nicht mehr halten, riss beim Fallen die Weinkisten um und plumpste mit einem lauten Fluch auf die gefrorene Erde. Dort blieb ich eine Weile sitzen und wusste nicht, ob ich mir nicht nur das Steißbein, sondern auch Arme und Beine gebrochen hatte. So schlimm war es indes nicht, aber es wurde zur reinsten Qual, hinkend

und heulend das Leergut wieder wegzuschaffen, meine Spuren zu verwischen und mich in den Wagen zu setzen. Zu Hause zog ich die schmutzigen Kleider aus, ließ mir ein warmes Bad ein und begutachtete meine Blessuren. Danach legte ich mich ins Bett und blieb liegen, bis Benno aus dem Büro kam. Als ich das Abendessen servierte, fiel ihm noch nicht einmal auf, wie sehr ich lahmete.

Die Tage bis zum Wochenende vergingen in quälender Monotonie. Die Hämatome schmerzten, ich schlief kaum und malte mir die unterschiedlichsten Szenarien in dunklen Farben aus. Würde man nicht sofort bemerken, dass das abschüssige Dach als Rutschbahn gedient hatte? Ich hoffte auf Schnee, aber es sah nicht danach aus.

Endlich wurde es Samstag, und alles lief wie gewohnt: Benno setzte sich in meinen Golf und fuhr los. Mit Schrecken fiel mir ein, dass er möglicherweise an manchen Wochenenden wirklich seine Mutter besuchte, vielleicht auch diesmal. Und überhaupt, wie sollte ich mich verhalten, wenn er am Sonntagnachmittag nicht wieder eintraf?

Doch es kam genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Im Allgemeinen war Benno pünktlich zur Sportschau wieder zu Hause, richtete Grüße seiner Mutter aus, zündete sich einen Sargnagel an und ließ sich vor dem Fernseher nieder. Diesmal wurde

es später und später. Ich hatte große Lust, zum Wochenendhaus zu fahren und nachzuschauen – aber mein Wagen stand schließlich dort, und mit Bennos Schlitten kannte ich mich nicht aus. Also hieß es abwarten und Rotwein trinken. Sollte ich am Montag meinen Mann als vermisst melden? Ich fand es glaubwürdiger, erst einmal im Kasseler Altersheim anzurufen und mich besorgt zu erkundigen, ob Benno abgereist sei. Der habe sich seit Monaten nicht blicken lassen, sagte eine Pflegerin, die alte Dame sei seit langem dement und würde noch nicht einmal ihren eigenen Sohn erkennen.

Am Montag fragte ich im Steuerbüro an. Dort wunderte man sich wohl über die unentschuldigte Abwesenheit meines Mannes, konnte mir aber erwartungsgemäß auch nicht weiterhelfen. Erst danach wollte ich bei der Polizei eine Vermisstenanzeige aufgeben, doch man kam mir zuvor. So wie ich es schon in vielen Kriminalfilmen gesehen hatte, standen zwei Beamte mit Leichenbittermiene vor der Tür. Zuerst erkundigten sie sich nach dem amtlichen Kennzeichen meines Wagens, nickten sich dann bestätigend zu und baten um Einlass. Nachdem sie sicher waren, dass ich Platz genommen hatte, begannen sie mit ihrem Bericht. Ein Spaziergänger habe den Brand entdeckt und sofort die Feuerwehr alarmiert. Leider habe man nicht mehr

helfen können; ob ich mich stark genug fühle, den Toten zu identifizieren?

Ein Feuer? Ich verstand zuerst bloß Bahnhof. Zwar wusste ich, dass es sich bei der Leiche nur um Benno handeln konnte, brach aber bei seinem Anblick in wirkungsvolle Tränen aus, die noch nicht einmal gespielt waren. Es war in der Tat ein sehr unästhetisches Bild. Angesichts meines Schmerzes deutete man taktvoll an, dass Benno nicht allein gewesen und seine Begleitung ebenfalls umgekommen sei.

Das Ferienhaus war bis auf die Grundmauern heruntergebrannt. Erst nach Tagen erfuhr ich den vollständigen Sachverhalt. Es war anzunehmen, dass die beiden Personen das geruchlose Gas nicht bemerkten, vielleicht auch leicht verwirrt waren, bevor sie bewusstlos wurden. Die Obduktion habe nämlich eine Vergiftung durch Kohlenmonoxid ergeben. Die Spezialisten glaubten, eine glimmende Zigarette oder eine umgestoßene Kerze habe letztendlich zur Katastrophe geführt. Natürlich hatten die Einsatzkräfte zuerst versucht, Menschenleben zu retten, das Häuschen samt Inventar erschien ihnen sekundär. Schließlich handelte es sich nicht um eine noble Villa. Ich glaubte damals noch, dass Benno trotzdem für eine angemessene Feuerversicherung gesorgt hätte, die bei einer Gasthermenheizung vielleicht sogar vorgeschrieben war.

Nach ein paar Wochen hatte ich mich wieder einigermaßen im Griff – Beerdigung, Trauerfeier und der bürokratische Papierkram lagen hinter mir. Ich begann sogar wieder, regelmäßig die Zeitung zu lesen. Eines Tages stolperte ich über eine kurze Meldung der Baden-Württemberger Lotto-Gesellschaft:

Es passiert ganz selten, dass ein Großgewinn nicht abgeholt wird. In unserem Ländle ist das bei der letzten Ziehung wieder einmal der Fall gewesen, aber es besteht für den glücklichen Gewinner ja immerhin noch eine Frist von neun Wochen ...

Ich ließ die Zeitung sinken und starnte wie betäubt ins Leere. Nach dem ersten Schock wollte ich hundertprozentig sicher sein und las endlich den gesamten Artikel und die Ergebnisse der bewussten Ziehung. Fassungslos murmelte ich Bennos Glückszahlen immer wieder vor mich hin. Ihm konnten sie allerdings keine Träume mehr erfüllen, aber mir vielleicht schon. Sofort startete ich eine tagelange, unermüdliche und rastlose Suche, bis ich resignierte und zur Einsicht kam, dass der Schein verbrannt war.

Als Trost blieb mir noch Bennos Lebensversicherung, doch ein Brief der Allianz belehrte mich bald eines Besseren:

*Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass
Ihr verstorbener Gatte bereits vor einem Jahr die
Police auf eine andere Person umschreiben ließ.
Die Summe muss in diesem Fall den Erben der
Begünstigten zugestellt werden.*

Daraufhin blieb mir nichts anderes übrig, als nun selbst mit dem Lottospielen anzufangen; bisher haben mir die gewohnten Zahlen allerdings kein Glück gebracht, vielleicht sollte ich es jetzt mal mit Bennos Todestag versuchen.

In Liebe Dein Karl

Es passte mir nicht – ausgerechnet am 23. Dezember erreichte mich die traurige Nachricht. Ich hätte noch unerhört viel einkaufen und vorbereiten müssen. Für meinen Mann hatte ich noch gar kein Geschenk, er würde sich wie stets gegenüber den Kindern zurückgesetzt fühlen. Ich wusste aber genau, dass ich es auch meinen Sprösslingen nie recht machen konnte, ihre Erwartungen waren immer umfangreicher als mein Budget. Das größte Problem an Weihnachten ist ja die Familie, wenn man die abschaffen könnte, wäre es ein wunderbares Fest.

Eine Nachbarin hatte meine Tante tot aufgefunden und bereits einen Arzt alarmiert, doch weiter hatte sie keinen Finger gerührt.

Meine Kinder trieben sich – wie nicht anders zu erwarten – an ihrem ersten freien Schultag bei ihren Freunden herum, hatten ihre Handys ausgeschaltet und waren nicht zu erreichen. Ich schrieb je eine Liste mit dringenden Aufträgen für Sohn und Toch-

ter, rief die Sekretärin meines Mannes und zwei Freundinnen an und setzte mich ins Auto. In etwa einer Stunde konnte ich an Ort und Stelle sein, falls es keinen Feiertagsstau geben sollte.

Eigentlich war es nicht unbedingt meine Pflicht, mich um alles zu kümmern, was mit Mielchens Beredigung und Wohnungsauflösung zusammenhing. Aber Mutter, die es bestimmt stöhnend und gern getan hätte, lag im Krankenhaus. Meine Schwester, die sonst immer alles tatkräftig regelte, lebte seit einem Jahr mit einem neuen Liebhaber in Australien.

Auf der Autobahn hatte ich Zeit zum Nachdenken. Als wir Schwestern noch sehr klein waren, hatten wir uns immer über die Weihnachtsbesuche der Tante gefreut. Zwar hatte sie uns nie fünf DM in die Hand gedrückt, dafür stundenlang vorgelesen und kein noch so blödes Würfelspiel verschmäht. Ihre Geschenke waren gediegen und pädagogisch wertvoll: gute Bücher, Orff-Instrumente, Waldorf-Spielzeug aus Holz. Vor allem aber Puppenkleider nach unseren Wünschen und Angaben. Ein Teddypull-over in blauweißem Norwegermuster – wer außer uns besaß schon so etwas! Jedes Jahr hatte Mielchen mit uns aufgeräumt, geputzt, gebacken, gespielt, gefeiert und mit Inbrunst gesungen.

Bis wir in ein Alter kamen, in dem wir uns über Vorlesen, Würfeln und Puppenmode nicht mehr

freuten. Auf einmal bemerkten wir, dass Mielchens grauer Dutt eine unmögliche Frisur war, dass sie selbstgestrickte und handgewebte Kleider trug. Meine Tochter könnte so ein graues Trachtenjäckchen und den halblangen, erbswurstfarbenen Bordürenrock vielleicht an Fastnacht anlegen und als komisches Landei losziehen. Meine Schwester und ich fanden Mielchens Garderobe jedoch gar nicht lustig, sondern einfach grässlich. Unmodern oder gar spießig war übrigens nicht der richtige Ausdruck, Tante Mielchen war auf ihre spezielle Art ein Neutrum und zeitloses Wesen.

Seit ich erwachsen war, habe ich sie auf Drängen meiner Mutter mehrmals besucht, das letzte Mal vor fast fünf Jahren, wie ich beschämt nachrechnete. Ihre Wohnung hatte mich nicht überrascht. Nein, nicht direkt spießig. Säuberlich, altdeutsch, rechtschaffen, anthroposophisch bis evangelisch, nirgends Kunststoff, vielmehr Keramiklampen mit Leinenschirm, Schaffelle auf dem Sofa, sogar eine Andeutung von Unordnung und keineswegs nur langweilige Bücher.

Damals, als Teenager, hatten wir kurz vor Weihnachten in der Küche gegessen und über Tante Mielchen gelästert. Nicht direkt böse, eher reichlich arrogant. Auf einmal hörten wir eine Tür zufallen und wussten nicht genau, ob die Tante uns eine

Weile belauscht hatte. Falls ja, was hatte sie mitgekriegt? Es war so peinlich, dass wir nicht wagten, mit Mutter oder gar mit der Tante selbst darüber zu sprechen. Im Übrigen blieb sie gleichbleibend freundlich, hatte also wahrscheinlich überhaupt nichts mitbekommen. Ab dem folgenden Weihnachtsfest besuchte sie uns nicht mehr, schickte aber immer ein liebevolles Päckchen. Teils waren wir froh darüber, meine Mutter eingeschlossen, teils fehlte sie.

Mielchen war die ältere, einzige Schwester meines Vaters, die einzige Verwandte überhaupt, die von seiner Seite übrig geblieben war. Unsere Eltern hatten früh geheiratet, mein Papa hatte rasch zwei Töchter gezeugt, dann war er tödlich verunglückt. Wir wussten wenig über ihn, und eigentlich wusste Mutter auch nicht viel. Zuweilen erzählte Mielchen von ihrem Bruder, meistens waren es harmlose oder drollige Kindergeschichten. Immer hatte ich vorgehabt, sie zu ausführlicheren Informationen zu motivieren, nun war es zu spät.

Kleidung und Lebenswandel meiner Tante waren stets von keuscher Bescheidenheit. Es hätte daher gut zu ihr gepasst, wenn sie Diakonisse geworden wäre, wo sie doch jahrelang in einem christlichen Krankenhaus gearbeitet hatte.

Nach aufreibender Fahrt kam ich in Mielchens

phantasieloser Neubausiedlung an, klingelte bei der Flurnachbarin und wurde mit einem Wortschwall empfangen. Frau Falkenberg hatte die Leblose gefunden, war leicht verstört und jetzt erleichtert, durch meine Anwesenheit aller Verantwortung enthoben zu sein. Sie schloss auf und führte mich in Tante Mielchens Zweizimmerwohnung. Die Tote lag angezogen auf dem Bett, nur die zwei obersten Blusenknöpfe geöffnet. Sie wirkte so manierlich wie immer. Der Herzstillstand hatte sie überrascht, glücklicherweise hatte es keine Krankheit, keine einsame Leidenszeit gegeben.

Die Nachbarin ließ mich allein. Eine Weile saß ich neben der Toten und betrachtete ihr gesammeltes, ernstes Gesicht. Dann galt es zu handeln. Der Arzt war bereits hier gewesen, ein Totenschein lag auf dem kleinen Sekretär. Ich suchte im Telefonbuch die Nummer eines Bestattungsunternehmens heraus und rief an. Der Personalausweis, die Geburtsurkunde oder der Taufschein sollten bereitliegen. In drei Stunden würde der Leichnam abgeholt.

Ich öffnete die oberste Schreibtischschublade und fand sofort alles Nötige. Die Tante hatte vorgesorgt. Übersichtlich, ja penibel abgeheftet lagen sämtliche Papiere bereit, sogar ihre Examensurkunde und der Mietvertrag. Außerdem ein handgeschriebenes Testament.

Zu meinem Erstaunen war ich als Alleinerbin eingesetzt. Warum nicht meine Mutter oder Schwester, eine kirchliche Einrichtung oder ein Waisenhaus? War es, weil wir uns irgendwie ähnlich sahen? Viel gab es wohl ohnedies nicht zu erben, aber ich blätterte doch im Sparbuch: Die Summe war kaum höher, als ich erwartet hatte. Außerdem gehörte mir nun ihr gesamtes Inventar, weder antik noch neu. Schlicht, aber geschmacklos, würde mein ambitionierter Herr Sohn dazu sagen. Auf jeden Fall musste ein professioneller Entrümpler her.

Ich sah meine Tante immer wieder an: Sie sah friedlich aus, entrückt, fast wie eine Schlafende. Irgendwann konnte ich es nicht mehr ertragen, holte ein Laken aus dem Kleiderschrank und deckte es pietätvoll über die kleine Gestalt.

Nun wartete ich auf den Bestatter, zündete eine der vielen Honigkerzen an, machte mir Kaffee, öffnete Fenster, Schubladen und Schränke und schloss sie wieder. Sollte ich eine Todesanzeige verschicken? Vor kurzem hatte ich eine in der Zeitung gesehen, schwarz umrahmt, aber ohne larmoyanten Text. Das hatte mir eigentlich gefallen. Oder hätte Tante Mielchen eine Formulierung bevorzugt wie: *unsere über alles geliebte Verstorbene* und *in tiefer Trauer*? Aber wem sollte ich diese Botschaft überhaupt schicken? Sie hatte ja nur uns.

Man müsste ein Adressbüchlein finden, vielleicht gab es doch eine Freundin oder entfernte Verwandte, von denen ich nichts wusste. Ich suchte erneut.

Die unterste Schublade der Wäschekommode war der Korrespondenz vorbehalten. In Schuhkartons lagerte die Post, mit hellblauen Schleifen gebündelt wie bei jungen Mädchen. Kurze Nachrichten meiner Mutter, Bedank-mich-Kärtchen von meiner Schwester und mir, Briefe einer Freundin, die vor vier Jahren gestorben war. Sogar ein paar Postkarten meines Vaters. *Mielemaus* schrieb er und *Schwesterherz*.

Ein extra Karton, als Einziger mit handgeschöpftem Papier bezogen. *Dein Karl*, wer war das denn? *Sehr geehrtes Fräulein Emilie, liebes Mielchen, über alles geliebtes Mielchen.*

Hatte die Tante doch nicht immer ein Nonnenleben geführt? Meine neugierige Mutter würde nach diesen Briefen fiebern, doch ich war die Alleinerbin. Sollte ich Tante Mielchens Geheimnis ergründen oder alle Liebesbriefe taktvoll vernichten? In dieser Richtung habe ich zwar gedacht, aber nur kurz, dann begann ich in chronologischer Reihenfolge mit dem Lesen.

Karl bedankte sich umständlich für ein Buch und ließ sich lange über den Inhalt aus. *Die Bedeutung von Yoga für den Asthmakranken.* Von Einsamkeit war die Rede. Der Kranke lebte vielleicht in einem

Sanatorium, mutmaßte ich. Die nächsten Briefe waren genauso artig. Mir schien, Karl und Mielchen schrieben sich, ohne einander zu kennen. Eine Stelle gab mir indes zu denken: *In meiner zwar selbst verschuldeten, aber moralisch abgeübten Isolation ...*

Der Kerl saß im Knast, das war's.

Ich ging mir die Hände waschen. Im Bad: Kaiser Borax, eine blaue Niveadose, Uralt Lavendel, eine runde Pappschachtel mit langen, gewellten Haarnadeln. Im Apothekenschränkchen: Klettenwurzelöl, Globuli, Sennesblätterttee und weitere Naturheilmittel. Es roch ein wenig nach Sagrotan.

Bevor ich mich wieder an die Briefe machte, durchwühlte ich ein Kästchen mit Fotos. Häufig begegnete ich mir selbst – mit Zöpfen, Pagenkopf, Dauerwelle, zu Weihnachten, Ostern, Geburtstag. Irgendwann wollte ich auch meine eigenen kindlichen Ergüsse durchgehen – was mich bestimmt gerührt und leicht verlegen machen würde, doch jetzt war ich auf Karls Spur. Im Übrigen fanden sich nur wenige Fotos von Männern, sie stammten von meinem Vater und Großvater. Beide ähnelten sich durch ihre wölfische Physiognomie, die weder Mielchen noch ich selbst geerbt haben. Endlich entdeckte ich ein unbekanntes Gesicht, auf der Rückseite des Fotos stand: *In Liebe Dein Karl.*

Er war ein mickriger Mann mit schlechter Haut,

so um die fünfzig. Korrekt gekleidet, Seitenscheitel, verkniffener Mund, wache Augen hinter einer dicken Brille. Die linke Hand erschien am Bildrand, und ich entdeckte eine große Narbe.

Zwei Jahre lang schrieben sie Briefe, ohne sich je getroffen zu haben. Dann kam eine Wendung: Karl freute sich auf ihren angekündigten Besuch zu Weihnachten.

Ich begann zu rechnen. Richtig, es war das erste Christfest, an dem Tante Mielchen uns nicht besucht hatte. Jahrzehntelang hatten mich Schuldgefühle geplagt, weil ich mich als Urheberin ihres Fernbleibens fühlte. All die Zeit hatte ich geglaubt, meine Schwester und ich hätten die sensible Tante tief gekränkt. Doch so war es anscheinend nie gewesen. Mielchen hatte unser dummes Geschwätz entweder nicht verstanden oder zeigte sich erhaben und nahm uns nicht ernst.

Ich wanderte wieder durch Flur, Küche, Bad. Tante Mielchen hatte wohl gewollt, dass ich alles über ihre Liebesbeziehung erfuhr. Sie hätte sonst Karls Briefe und sein Foto vernichtet, wo sie doch alles so geordnet und griffig für den Fall ihres plötzlichen Ablebens hinterlassen hatte. Noch eine Stunde bis zum Eintreffen des Leichenwagens, dann konnte ich eigentlich heimfahren und erst nach den Feiertagen hier ausmisten und räumen.

Irgendwann konnte ich es nicht mehr aushalten und rief zu Hause an. Niemand meldete sich, also versuchte ich, meinen Mann per Handy zu erreichen.

»Ich habe Liebesbriefe gefunden«, platzte ich aufgeregt heraus und wartete gespannt auf einen Kommentar.

Nach kurzer Pause sagte er mit dünner Stimme: »Das kommt von deiner ewigen Schnüffelei. Aber nun weißt du es wenigstens.« Er legte auf.

Der ist aber schlechter Laune, dachte ich, wahrscheinlich wird er vor Weihnachten mit seiner Arbeit nicht fertig, und wir müssen es ausbaden. Ich wandte mich also wieder den Briefen zu und las weiter:

Ich will alles vor Dir offenlegen, kein Geheimnis soll zwischen uns stehen, schrieb Karl und legte einen Zeitungsausschnitt bei. Es ging um einen Prozess, der bereits Jahre zurücklag. Karl war kein Hochstapler, wie ich vermutet hatte. Da Untreue und Eifersucht als mildernde Umstände im Spiel waren, hatte man ihn wegen Totschlags zu zwölf Jahren verurteilt. Niemals hätte ich diesem Männlein zugetraut, dass er seine Frau umgebracht hatte. Wie mochte es das brave Mielchen aufgenommen haben?

In den nächsten Briefen ging es um Kupferdraht,

den Karl benötigte und von Mielchen erhielt. Er erfand neue Formen von Büroklammern, dreieckige, ovale, quadratische, runde. Das Patentamt lehnte ab, ein harter Schlag für Karl. Schon andere Bastler hatten sich in langweiligen Schreibtischstunden etwas Ähnliches einfallen lassen. Nun schrieb er direkt an große Firmen, bot Büroklammern in individueller Form an, beispielsweise eine vw-Klammer oder einen stilisierten Büstenhalter. Er bekam nur Absagen, bloß mein gutes Tantchen spendete wohl den benötigten Beifall.

Hin und wieder durfte Mielchen ihren Karl besuchen, vielleicht dreimal im Jahr. Die Briefe fielen jetzt etwas leidenschaftlicher aus; Karl hatte wohl wenig Kurzweil und freute sich sehr auf seine Brieffreundin. Außerdem schien er zu kränkeln, abgesehen vom Asthma litt er noch an anderen Leiden, und er liebte es, sich seitenlang darüber auszulassen. Ich schenkte mir die Krankheitsberichte.

Doch plötzlich war von Begnadigung die Rede und sofortiger Überweisung in eine Klinik. Karl bat, ja flehte Tante Mielchen an, Urlaub zu nehmen, sich in der dreihundert Kilometer entfernten Stadt einzuquartieren und ihn dort täglich im Krankenhaus zu besuchen. Karl hatte Angst, das las man aus jeder Zeile heraus. Der nächste Brief war kurz.

Karl schrieb, er sei unendlich dankbar, dass Miel-

chen kommen wolle. Und wenn die lebensrettende Operation hinter ihm liege, solle sie seine liebe Frau werden.

Ich war gerührt, denn anfangs hatte ich Karl für einen Schleimer gehalten, jetzt sah ich ihn in milde-rem Licht, und eine Spur von Wohlwollen und Teil-nahme breitete sich in mir aus. Träumerisch blickte ich aus dem Fenster und stellte mir meine Tante vor, wie sie Karls Briefe gelesen und auf ihre alten Tage noch eine Lovestory erlebt hatte. Wie schön für sie.

Noch ein letzter Brief lag zuunterst im Karton, allerdings nicht von Karl.

Kurz nachdem Sie abreisen mussten, ist Ihr Le-bensgefährte entschlafen, schrieb eine fremde Kran-kenschwester.

Lebensgefährte? Mielchen, meine grundehrliche Tante, hatte einer Kollegin gegenüber ein bisschen angegeben. Ich las noch, dass Karls Krebs inope-rabel gewesen war und wie gut für ihn, dass sich seine Leidenszeit nicht noch wochenlang hingezo-gen hatte.

Es klingelte an der Tür, pünktlich erschienen zwei graugekleidete Männer. Nach fünf Minuten fuhren sie mit Mielchen im Sarg davon.

Eigentlich konnte ich jetzt auch aufbrechen, aber ich wollte zuvor nach Familienschmuck su-

chen. Hatte Mielchen je etwas Glitzerndes getragen? Ganz hinten im Kleiderschrank befand sich zwischen blütenweißen Leintüchern ein Ebenholzkästchen mit abgeblätterter Bemalung. Nicht viel drin, ein abgewetzter Ehering – wahrscheinlich von meiner Großmutter –, ein Granatkettchen. Die geschnitzte Elfenbeinbrosche gefiel mir eher, eine schmale weiße Hand mit einer Rose. Die große Überraschung steckte jedoch in einer separaten, mit jadegrünem Samt ausgeschlagenen Schmuckschattulle. Vor mir lag ein schwerer Goldring mit einem monströsen, feurigen Rubin und einem handgeschriebenen Kärtchen.

Inzwischen kannte ich Karls verschnörkelte Schrift. Er schrieb: *Meine Mutter war Krankenschwester wie Du und wurde als junge Frau auf einer Missionsstation in Indien eingesetzt. Dort lernte sie einen Großmogul kennen und wurde seine Geliebte. Nach fünf Jahren wurde sie in Gnaden entlassen und erhielt zum Dank einige Edelsteine, die sie verkaufte. Von diesem Rubinring mochte sie sich jedoch niemals trennen. Er gehört jetzt Dir.*

Und jetzt mir, dachte ich, das ist ja fast wie im Märchen! Zwar stammte das Schmuckstück aus leicht anrühiger Quelle, denn es war sozusagen die Bezahlung für Liebesdienste. Das störte mich jedoch nicht im Geringsten. Wenn die Geschichte

stimmte und der Edelstein echt war, konnte ich mich als reiche Frau fühlen. Frohgemut stieg ich in den Wagen, um wieder heimzufahren.

Wie immer gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Wie würde mein Mann über meinen wertvollen Ring wohl staunen! Als ich ihm von den Briefen erzählte, hatte er sich allerdings recht seltsam benommen und mir sogar Schnüffelei vorgeworfen – im Zusammenhang mit Mieles Tod war das eine geradezu infame Unterstellung! Schließlich hatte er noch ein »Nun weißt du es endlich!« hinterhergeschelt.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich wurde so wütend, dass ich fast auf einen Transporter auffuhr. Mein Mann war wohl gar nicht informiert worden, dass man mich an ein Totenbett gerufen hatte, und glaubte nun, ich hätte in seinen persönlichen Papieren gekramt und etwas völlig anderes entdeckt: Briefe, die seine Untreue bewiesen. Am Ende von seiner langjährigen Sekretärin, der ich stets hundertprozentig vertraut hatte. Aber eigentlich brauchte die ihm keine Briefe zu schicken, wo sie sich doch täglich gegenübermaßen. Wahrscheinlich war es eine Volontärin, ein junges Flittchen, eine ebenso langbeinige wie unbedarfte Blondine. Und mit Sicherheit kam er nicht so häufig erst spät nach Hause, weil er sich für die Familie aufopferte

und abrackerte, sondern er vergnügte sich in Wirklichkeit mit seiner Barbie in der Besenkammer.

Mit deiner Bemerkung hast du dich plump verraten, alter Freund, schimpfte ich zähneknirschend. Na warte nur, Rache ist süß! Unter diesen Umständen würde ich ihm von meinem unverhofften Erbe kein Sterbenswörtchen verraten oder gar mit ihm teilen.

Zu Hause waren alle ausgeflogen. Offenbar waren die Kinder während meiner Abwesenheit gar nicht hier aufgetaucht, mein Sohn hatte weder die Tanne vom Balkon gewuchtet und in den Ständer gehievt noch den Baumschmuck vom Speicher geholt, die Tochter weder das Silber geputzt noch den Rotkohl geschnitten.

Ihr könnt mich alle mal, ich werde einfach abhauen, schwor ich, das war das letzte gemeinsame Fest! Wenn ich den Ring günstig verkaufe, werde ich mir einen Lover nehmen, mich zu meiner Schwester nach Australien absetzen und Dingos anfüttern, statt Kinder zu bedienen. Laut fluchend holte ich den Weihnachtskram vom Dachboden, kickte die Kiste die steile Stiege hinunter, so dass rote und goldene Kugeln herausschossen und in zackige Scherben zersprangen, setzte Nudelwasser auf, wühlte im Kühlschrank nach Pesto, stopfte mir Marzipan-

kartoffeln in den Mund, kehrte die Glassplitter auf und vergoss dabei ständig ein paar Tränen.

Inzwischen waren die Spaghetti viel zu weich, aber irgendwann kamen natürlich alle zum Essen eingetrudelt und starrten mich mit großen Augen an. Anscheinend sah ich aus wie ein Alien. Niemand fragte nach Mielchen.

»Nun mach schon den Mund auf, dann hast du es hinter dir«, sagte mein Mann und nickte unserem Sohn aufmunternd zu. Der Junge wurde rot.

»Mama, ich wollte es dir erst nach Weihnachten sagen«, begann er. »Aber wo du die Briefe gefunden hast, kannst du ja wohl zwei und zwei zusammenzählen.«

Ich verstand gar nichts. »Die Briefe von Karl?«, fragte ich ratlos.

»Nein, von Paul«, stotterte mein Sohn. Ich stutzte nur kurz, dann nahm ich ihn in den Arm.

»Ich habe keinen deiner Briefe gelesen, trotzdem ahne ich seit langem, dass Paul dir mehr bedeutet als deine anderen Freunde.«

Obwohl ich etwas beleidigt war, dass sich mein Sohn meinem Mann und wohl auch seiner Schwester bereits anvertraut hatte, rettete ich die angespannte und rührselige Situation und erzählte ausführlich von Mielchens langjährigem Geheimnis. Meine Familie war begeistert.

Am Heiligen Abend verteilte ich Gutscheine. Eine Waschmaschine für den Sohn, der nach dem Abitur mit seinem Freund Paul zusammenziehen wollte. Dieses Geschenk war ebenso wenig uneigennützig wie ein Sprachurlaub für unsere Tochter, die schon wieder eine Fünf in Französisch erhalten hatte. Mein rehabilitierter Mann durfte sich auf eine gemeinsame Kreuzfahrt freuen. So heiter und zufrieden, so lustig und entspannt wie in diesem Jahr hatte meine Familie seit langem nicht mehr gefeiert. Mit einem Glas Champagner und einem Hoch auf Tante Mielchens Ring klang der 24. Dezember aus.

Butterhörnchen statt Croissants

Wenn die Waschmaschine ihren Geist aufgibt, ist es eine mittlere Katastrophe. Man muss nämlich damit rechnen, dass demnächst auch Staubsauger und Fernseher oder Spülmaschine und Drucker ausfallen. Jeder kennt es: Wenn es einmal losgeht, ist kein Halten mehr.

Ähnlich progressiv verläuft der menschliche Abbau. Bei mir fing es schon Ende vierzig mit einer Lesebrille an, was mich damals aufs Tiefste beleidigte. Doch in diesem Fall konnte ich es nicht lange verdrängen: Die Nullen der Kontonummern verschwammen, ich brachte Hundefutter statt Thunfisch nach Hause und konnte unterwegs den Stadtplan nicht mehr lesen. Beim Gehör ist die Sachlage weniger eindeutig, aber es ist schon ärgerlich, wenn Unterhaltungen im Restaurant nur noch mit dem direkten Nachbarn möglich sind. Mit Sicherheit geht es mit Geschmacks- und Geruchssinn ebenfalls bergab, doch das kann man noch eine Weile überspielen. Warum aber tun die Füße weh, wa-

rum läuft die Nase, sobald man ins warme Zimmer tritt, warum wird man nachts von Wadenkrämpfen hochgejagt und schläft nicht wieder ein?

Das sind doch bloß Lappalien, sagen Altersgenossen, die bereits Staroperationen hinter sich haben, Hörgeräte und Zahnprothesen tragen, ein oder zwei Hüftgelenke aus Titan besitzen und demnächst zum achten Mal unters Messer müssen. Warte nur, sagt auch mein fünf Jahre älterer Mann drohend, wenn du erst mal mein Alter erreicht hast, dann wird dir das Lachen vergehen!

Meine Mutter wurde hundertsechs Jahre alt und ist hier bei uns im eigenen Bett ganz gemütlich gestorben. Fragte ich sie gelegentlich, ob sie gut geschlafen habe, kam die Antwort: »Es ist kein besonders interessantes Thema, wenn eine alte Frau stundenlang wach liegt.« Dieser Ausspruch sollte mir zwar als Vorbild dienen, aber leider bin ich anders gestrickt. Jeden Morgen sprechen mein Mann und ich eine Weile darüber, wie schlecht wir wieder einmal geschlafen haben und ob gar der Partner an der senilen Bettflucht schuld ist.

Bei Bahnreisen finde ich auch erfreuliche Aspekte des Altwerdens: Man hievt mir das Gepäck nach oben, man reicht mir beim Aussteigen die Hand oder will gar meinen Koffer tragen. Das allerdings macht mich bereits misstrauisch, denn einer

Freundin erging es wenig ermutigend: Der Trolley wurde ihr in der Unterführung zwar hilfsbereit abgenommen, verschwand aber blitzschnell mit dem höflichen jungen Mann um die nächste Ecke. Als sie hinterherspurtete (nun gut – es wenigstens versuchte), wurde sie von seinem Komplizen angerempelt, fiel auf die Nase, und im Endeffekt fehlte auch noch die Handtasche.

Die meisten meiner Altersgenossinnen klagen über ihre Haut. Ein Tipp für uns Silver Ager: Vergrößerungsspiegel nur benützen, wenn einen gar nichts mehr erschüttern kann. Meine Dermatologin behauptet, dass selbst die teuersten Cremes keine Wunder bewirken und ein solides Produkt vom Supermarkt es genauso tut. Aber wer könnte widerstehen, wenn uns in der Parfümerie ein edles Produkt im rosa Döschen suggeriert, dass Zerknittern und Verwelken aufzuhalten, ja rückgängig zu machen sind? Viele über Siebzigjährige machen es wie ich – lehnen Spritze und Skalpell rigoros ab und kaufen stattdessen diese sinnlosen, teuren, entzückenden Cremedosen, denn irgendetwas Gutes will man sich auf die alten Tage doch noch tun. Das fettige Kopfkissen wird tapfer in Kauf genommen.

Beim Hals habe ich mich längst für *Modell Doppelkinn* und nicht für *Truthahn* entschieden. Doch da gibt es ja noch das Problem mit der Kleidergröße.

Mit jedem runden Geburtstag rücke ich eine weiter; da ich in jungen Jahren bei Größe 36 angefangen habe, kann jeder leicht errechnen, wohin das mit achtzig Jahren führen wird – ich will die entsetzliche Zahl gar nicht erst aussprechen. Oh, wie ich meine schlanken, sportlichen Freundinnen beneide, denn sie brauchen weder arrogante Verkäuferinnen zu scheuen, noch müssen sie beim Versandhandel bestellen.

Schlimmer als alle Äußerlichkeiten ist allerdings die Vergesslichkeit. Da trifft man Leute, die man früher gut gekannt hat, und windet sich wie ein Aal. Oder man sieht einen Fernsehfilm aus der Jugendzeit. »Das ist doch der ...«, sagt mein Mann. – »Ja, genau, der spielte doch mal mit dieser Blondin ...« Nur gut, dass mich keiner hören kann, wenn ich um drei Uhr nachts laut sage: »Jean Gabin.« Aber direkt doof ist man ja eigentlich nicht, deswegen helfen vielleicht noch Pillen wie etwa Ginkgopräparate. Und Sudokus oder schwere Kreuzworträtsel. Es tröstet wenig, wenn weitaus jüngere Menschen behaupten, es ginge ihnen *gelegentlich* genauso. Gelegentlich, das wäre ja wunderbar! Da stehe ich also beim Bäcker und möchte *Croissants* kaufen und verlange nach einer demütigenden Pause: *Butterhörnchen*.

Bei Klassentreffen – etwa ab dem 50. Jahr nach

dem Abitur – habe ich stets den Eindruck, mich verlaufen zu haben. Was habe ich unter diesen alten Tanten verloren, und wie mögen sie nur alle heißen? Nach einer kurzen Schreckminute bemerke ich aber, dass man mich genauso fassungslos oder gar mitleidig mustert. In dieser Situation gibt es einen Trost: Nach etwa zehn Minuten taucht inmitten tiefer Lebenslinien, Gräben oder gar Gletscherspalten ein vertrautes Mädchengesicht auf, das noch strahlen und lachen kann wie ein Teenager.

Das Beste an meinen fünfundsiebzig Jahren ist jedoch mein Status als Großmutter. Als Oma darf man müde sein, *nein* sagen und mit gutem Gewissen die anstrengenden Enkelkinder wieder abliefern.

Liebe Mutter

Nein, eine Glucke warst Du nie! Im Gegensatz zu Dir bin ich meinen Kindern mit mütterlicher Fürsorge wohl oft auf den Wecker gefallen. Da warst Du doch aus anderem Holz geschnitzt! Wenn ich im Winter keine Kniestrümpfe, sondern bloß Söckchen anzog, hast Du bloß trocken bemerkt: »Wenn du frieren willst, dann frier!«

Als Schülerin übernachtete ich gelegentlich bei einer Freundin, dort setzte sich ihre Mutter an unsere Betten, küsste die eigene Tochter, strich mir übers Haar, blieb noch eine Weile im Kinderzimmer und wünschte schließlich freundlich eine gute Nacht. Als Teenager war meine Freundin total genervt von dieser ewig gleichen Zeremonie; mein Elternhaus galt vergleichsweise als liberal und tolerant. Wir beneideten uns gegenseitig, denn bei uns wurde spätestens um dreiundzwanzig Uhr die Tür aufgerissen und »Licht aus!« gebrüllt. Für einen Gutenachtkuss war unser Papa zuständig.

Bloß nicht verwöhnen, das war Deine Devise.

Trotzdem hast Du mir nie das Gefühl vermittelt, nicht geliebt zu werden. Ich wusste genau, dass Du Dein letztes Hemd für uns hergeben würdest – wenn es denn nötig wäre. Aber wenn es Dir unnötig erschien, dann gab es kein Pardon. Mit zwölf Jahren entdeckte ich im Schaufenster einen Schottenrock, den ich unbedingt und auf der Stelle haben wollte. »Viel zu teuer!«, hast Du entschieden. Beim Abendessen beklagte ich mich tränenreich über diesen schmerzlichen Verzicht. Unser Papa meinte amüsiert: »Dann kauf dem Kind doch seinen Rock!« Ich schöpfte Hoffnung, aber vergebens. Mit Sicherheit hattest Du recht, denn in puncto Preisen war ich noch völlig naiv. Ein paar Jahre später wiederholte sich das Drama. Zum Abschlussball der Tanzstunde bekamen meine Freundinnen violette, tomatenrote und himmelblaue Taftkleider mit üppigen Rüschen, und ich wollte natürlich auch eine Prinzessin sein. »So ein Unsinn!«, sagtest Du. »Für ein einziges Mal so viel Aufwand und Kitsch! Wir werden etwas Besseres finden.«

In Deinem Fundus lagerte noch der lange, blassrosa Seidenunterrock eines Abendkleides, dazu passte ein weißes Spitzenblüschen mit schwarzer Samtschleife. Im Nachhinein muss ich zugeben, dass mein Outfit geradezu edel aussah, doch ich war damals böse mit Dir und haderte mit meinem

Schicksal. Noch dazu, als mich ein Jüngling zu seiner Tanzpartnerin auserwählte, den ich nicht leiden konnte. Doch ich wagte nicht, ihm einen Korb zu geben, und gab Dir die Schuld an meinem Unglück. Als Nebeneffekt begriff ich aber, dass man durch ein dramatisches Lamento nicht alles erreichen kann.

Ich war noch keine zehn, als ich mich vor dem Spiegel betrachtete und nicht genau wusste, was ich von meinem Abbild halten sollte. »Bin ich schön oder hässlich?«, fragte ich.

Du hast keine Sekunde gezögert: »Eher hässlich!« Erst viele Jahren später habe ich mit Dir über diese kränkende Beurteilung gesprochen. Da hast Du glaubhaft versichert, dass Du alle Deine vier Kinder für überaus schön, klug und begabt gehalten hast, aber auf keinen Fall wolltest, dass wir eingebildet, kokett und überheblich würden. Wenn es etwas gab, was Du nicht ausstehen konntest, dann waren es Angeberei und Selbstgerechtigkeit. Als Jugendliche fehlte mir manchmal Deine Anerkennung, denn Loben war Deine Sache nicht. Als Du vier Jahrzehnte später meinen ersten Roman gelesen hattest, hast Du immerhin »*Niedlich!*« gesagt. Inzwischen war ich aber erwachsen genug, um es mit einem belustigten Lächeln zu quittieren.

Erst als unser Vater viel zu früh starb, begriff ich, welche Energie in Dir steckte. Du hattest immer in

seinem Schatten gestanden, denn er war großzügig, ja verschwenderisch, extrovertiert, konnte mitreißend erzählen und stand überall im Mittelpunkt.

Plötzlich warst Du eine fast mittellose Witwe mit einem Sohn und drei Töchtern, die alle noch lange nicht mit der Ausbildung fertig waren. Mitte fünfzig, ohne Rente und ohne erlernten Beruf, 1901 geboren und zeitgemäß als *höhere Tochter* aufgewachsen, die malen und Klavier spielen konnte. Doch Jammern war Dir absolut fremd. »Ich muss jetzt Geld verdienen«, hast Du beschlossen und es auch getan, bis Du siebzig warst. Voller Stolz über das monatliche Gehalt bist Du geradezu freudig ins Büro gegangen, hast mit viel jüngeren Kollegen einmal im Monat gekegelt und warst froh, nicht mehr fürs Kochen zuständig zu sein.

Nach vielen arbeitsreichen Jahren hast Du zu unserem großen Erstaunen verraten, dass Du am liebsten Brokerin geworden wärest. Denn irgendwann hast Du eine geheime Leidenschaft entdeckt: die Börse. Das Erbe meines Vaters bestand immerhin aus einigen Aktien, deren steigende Werte Du mit Faszination beobachtet hast. Für Deine Geschäfte hatte ich mich nie interessiert, Zahlen waren meine Feinde, in Mathe war ich zu Deinem Leidwesen eine absolute Niete. Wir Geschwister haben über Deine neue Passion ein wenig gelächelt oder sogar

gespottet. Als Du im Alter von neunzig Jahren bei uns eingezogen bist, meinte ich: »Wie schön, dass du dieses Hobby hast!« – Mit gekränkter Miene hast Du gekontert: »Hobby? Das ist ein Beruf!«

Nie hast Du verraten oder gar damit angegeben, wenn Du einen Gewinn gemacht hast, stundenlang hast Du Börsennachrichten notiert und oft Deine Bankberater angerufen; in der hiesigen Filiale warst Du bekannt wie ein bunter Hund. Erst nach Deinem Tod kam die große Überraschung ans Tageslicht: Mutter, Du warst eine begnadete Zockerin!

Bis Du selbst achtzig wurdest, hast Du Deine Mutter gepflegt, die erst mit hundertfünf Jahren starb. Die nächsten zehn Jahre hast Du dann zum ersten Mal ganz allein gewohnt, Deine Memoiren zu Papier gebracht und die neue Freiheit sichtlich genossen. Aber Du warst klug genug, zu uns zu ziehen, als Du noch topfit warst. Damals hast Du als Erstes gefragt, wie Du Dich nützlich machen könntest, um Dich mit großem Eifer in die Gartenarbeit zu stürzen. Mein Mann und Du, Ihr habt Euch zum Glück immer ausgezeichnet verstanden. Und das lag wohl daran, dass Du zwar bei uns gewohnt und mit uns gegessen hast, uns aber nie allzu dicht auf die Pelle gerückt bist. Deine damenhaft-spröde Zurückhaltung, die wir als Kinder nicht verstanden, erwies sich jetzt als Vorteil. Du hattest ein autarkes

Programm, das aus dem Kampf gegen Unkraut, den Börsennachrichten und ausgewählten Fernsehsendungen bestand. Du hast Dich für Politik und Wirtschaft interessiert, für die Zukunft Deiner Kinder, Enkel und Urenkel. Und als Du schließlich mit hundertzwei Jahren nach einem Sturz ins Krankenhaus musstest, hast Du vor der unumgänglichen OP nicht mit der Wimper gezuckt. Deine Enkel nannten Dich liebevoll den standhaften Zinnsoldaten; sie grinsten darüber, dass ihre Großmutter am liebsten einen Western sah und Liebesschnulzen im Fernsehen verachtete. In den letzten vier Jahren Deines Lebens warst Du gehbehindert und auf Pflege angewiesen. Doch als wahrer Zinnsoldat hast Du klaglos die Einschränkungen des Greisenalters ertragen, alle Unterlagen für den Sterbefall bereitgelegt und die Namen der Urenkel auswendig gelernt. Bis zu Deinem Tod hast Du Kreuzworträtsel irgendwie, aber stets vollständig ausgefüllt, um bloß keine halben Sachen zu machen.

An Deinem hundertsten Geburtstag haben wir ein schönes Fest gefeiert. Zum ersten und letzten Mal in Deinem Leben hast Du mit leiser Stimme eine Rede gehalten, aber man hätte eine Stecknadel fallen hören. Wir hatten alle Tränen in den Augen, denn die Bilanz über Dein langes Leben fiel überaus positiv aus. Du konntest den geliebten Mann

heiraten, Du warst stolz auf Kinder und Kindeskin-
der, Du warst rundum zufrieden und trotz mancher
Schicksalsschläge ohne Bitterkeit.

Als junge Frau bist Du mit unserem Vater nach
China ausgewandert. Dort wünscht man sich ein
langes Leben, möglichst viel Geld und am Ende
einen sanften Tod. Mit hundertsechs Jahren hattest
Du das alles erreicht.

Ich bin Dir dankbar, dass Du mich im hohen Al-
ter noch mehrfach gelobt hast und ich wiederum
für Dein Wohlbefinden sorgen konnte.

In Liebe Deine Tochter